

Prolog

Bayern 1944

Der Güterzug verlangsamte seine Fahrt, als er in den Bahnhof einfuhr. Mit einem Satz sprang Anton auf den Bahnsteig. Damals wusste er noch nicht, dass der Krieg schon bald zu Ende sein würde. Aber auch wenn er es gewusst hätte, hätte das am Ausgang der Geschichte vermutlich nichts geändert. Oder doch? Wer weiß das schon?

Als er im bayerischen Weiler ankam, war Anton fünfunddreißig Jahre alt und bereits mehrfacher Vater. Ein Zustand, der ihm, im Nachhinein betrachtet, vermutlich das Leben gerettet hatte. Denn wegen seiner familiären Situation war er nicht wie seine gleichaltrigen Kameraden zum Kriegsdienst an die Front beordert, sondern einem Holzkommando im Süden des Landes zugeteilt worden.

Zu Hause wartete Cilli auf seine Rückkehr. Vermutlich war sein Weib froh, dass sie – wenn auch nur für eine gewisse Zeit – Ruhe vor ihm hatte. Die vielen Geburten innerhalb von wenigen Jahren waren schließlich kein Pappentiel. Das musste Anton unumwunden zugeben. Auch wenn er selbst lediglich an dem angenehmen Teil der Fortpflanzung beteiligt war.

Mit einer gewissen Erleichterung war er am frühen Morgen in den Zug gestiegen. Er erfüllte seine Pflicht, aber wenn er ehrlich zu sich selbst war, kam diese Pflichterfüllung eher einer Flucht vor der Verantwortung gleich.

Während der Fahrt, die er auf mit Kohle gefüllten Kartoffelsäcken zubrachte, hatte er ausreichend Gelegenheit, sich Gedanken über sein Leben zu machen. Im ganzen Land herrschte Krieg. Wie er seine Kinder durchbringen sollte, war ihm schleierhaft. Zweifellos eine ziemliche He-

rausforderung. Er war froh, dass er sich dieser undankbaren Aufgabe erst einmal entziehen konnte. Wer wusste schon, wie lange dieser Krieg noch dauern würde? Er, also Anton, wusste es zu diesem Zeitpunkt auf jeden Fall noch nicht. Genauso wenig wie das, was in den nächsten Monaten auf ihn zukommen würde.

Er tat lediglich, was er tun musste. Man hatte ihn nach Bayern beordert und er gehorchte dem Befehl. Basta. So, wie das eben seine Art war, den Dingen, die man von ihm verlangte, zu begegnen. Er war kein Parteianhänger, aber eben auch kein Widerstandskämpfer. Er tat, was man von ihm verlangte. Ein Holzkommando zu leiten, hielt er für eine Aufgabe, der er durchaus gewachsen war. Im Umgang mit Axt und Säge war er geschickt. Die Arbeit war hart. Aber es war allemal besser, als mit Gewehr und Handgranate herumhantieren zu müssen.

Haus und Hof wusste er bei Cilli in guten Händen. Er konnte sich auf sein Weib verlassen. Inbrünstig hoffte er, dass der Samen, den er in ihrem Schoß hinterlassen hatte, ehe er in den frühen Morgenstunden aufgebrochen war, diesmal keine Frucht tragen würde. Ein weiteres Balg, noch dazu in seiner Abwesenheit, war dann für sein Weib doch zu viel. Aber wenn es so passierte, würde Cilli auch dieses Kind schaukeln. Außer einer kleinen Maria, die, kaum im Leben angekommen, schon an der Mutterbrust zu einem Engel wurde, hatten sie bisher alle Kinder durchgebracht.

Cilli war stark und scheute keine noch so schwere Arbeit. Deshalb hatten sie, im Gegensatz zu manch anderen Familien, bisher immer genug zu essen gehabt. Die Kleinsten hingen ihr zwar noch am Rockzipfel, aber auf die beiden Großen konnte Cilli bereits zählen. Sie unterstützten ihre Mutter, so gut sie konnten. Sowohl in der Küche, als auch

im Stall und auf dem Feld. Wie alle Leute im Dorf hielt auch Anton zwei Milchkühe und ein paar Hühner. Außerdem bewirtschaftete Cilli einen Garten und den Kartoffelacker.

Der Güterzug, mit dem Anton unterwegs war, hatte Kohlen transportiert. Von dem strengen Geruch der groben Leinensäcke war Anton während der Fahrt übel geworden. Obwohl Kohlen in diesen Zeiten natürlich ein heiß begehrtes Gut waren. Bestimmt für diejenigen, die sich einen solchen Luxus mit Geld noch kaufen konnten. Und ebenso verführerisch für Diebe und Tagelöhner, die damit ein lukratives Geschäft verbanden.

Auf dem Schwarzmarkt bekam man Brot, Butter oder im besten Fall ein Stück Fleisch dafür. Ein Handel, für den es sich durchaus lohnte, zum Dieb zu werden. Wohl wissend, dass, wenn man dabei erwischt wurde, das letzte Stündlein geschlagen hatte.

Aber Not macht ja bekanntlich erfinderisch. Auch Anton war sich nicht zu schade, Dinge zu tun, die zwar verboten waren, aber der Familie immerhin ein zusätzliches Stück Brot einbrachten und einen weiteren Tag Leben schenkten.

Auf dem Land standen sich die Leute in Kriegszeiten nicht schlecht. Zumindest im Vergleich zur Verwandtschaft in der Großstadt. Bis jetzt hatten sie noch jeden Tag etwas zu essen gehabt. Wenn die Mahlzeiten auch nicht üppig waren und das Knurren des eigenen Magens den der anderen oftmals übertönte.

Die Sonne stand bereits ziemlich tief, als Anton am Ziel ankam. Die Abendluft war noch warm. Es roch nach frisch gemähtem Gras. Der letzte Schnitt, bevor endgültig der Herbst einzog. Anton klopfte sich den Kohlenstaub von der Hose und schulterte den Rucksack, in den er am Morgen

eilig ein paar Sachen gepackt hatte. Noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichte er den Rautenhof. Hier würde er in den nächsten Monaten zu Hause sein.

Der Hof lag ein wenig abseits von dem kleinen Dorf. Im Hintergrund erhob sich ein üppig bewaldeter Berg. Anton vermutete, dass dies sein zukünftiger Arbeitsplatz war.

Das Haus wirkte einladend. Von den zwei Stockwerken war das untere mit Lehm verputzt, während das obere – so wie es für die Region üblich war – komplett aus Holz bestand. Inklusiv eines rundum laufenden Balkons. Die kleinen Fenster hatten allesamt Sprossen, ebenso die Haustür, die in zwei Teile geteilt war und im oberen Teil eine Art Fenster hatte, das man öffnen konnte, ohne ungebetenen Besuchern Eintritt gewähren zu müssen.

Auf sein Klopfen hin öffnete ihm eine junge Frau. Sie stand im Türrahmen und schaute ihn mit großen blauen Augen erwartungsvoll an. Obwohl gar nicht Sonntag war, trug sie ein dunkelblaues Trachtenkleid. Es sah aus, als hätte sie sich extra für ihn herausgeputzt. Aber noch mehr als das Kleid beeindruckte ihn die Farbe ihrer Augen. Anton musste unweigerlich an den Bach in seinem Heimatdorf denken, wenn im Sommer die Sonne auf das klare Quellwasser schien. Er konnte den Blick kaum von ihr wenden. Das strahlende Lächeln der Rauten-Marie löste die innere Anspannung, die ihn den ganzen Tag über gefangen gehalten hatte. Er streckte Marie die Hand zum Gruß entgegen und hielt sie fest. Auch dann noch, als die Tür längst hinter den beiden ins Schloss gefallen war.

Eins

Oktober 2019 im Hunsrück

Das Letzte, was Ewald in seinem Leben sah, war ein glänzender Kühlergrill mit einem eingelassenen Stern in der Mitte. Ewald liebte diesen Stern, was ihm vermutlich in den letzten Sekunden seines Lebens ein Lächeln auf die Lippen gezaubert hatte. Zu Lebzeiten hatte man das bei ihm eher selten gesehen. Ewald war einer von der Sorte, die ewig übellaunig durchs Leben ging und ihre Umwelt gern an diesem Gemütszustand teilhaben ließ.

Gut, er hatte es als Kind nicht leicht gehabt. Die Mutter war früh gestorben und er, als jüngstes Kind, war sehr früh auf sich allein gestellt. Ob das der Grund für ihn war, sich schon in früher Jugend dem Alkohol zuzuwenden? Im Nachhinein war das nur schwerlich zu klären. Einen Therapeuten hatte Ewald diesbezüglich nie kontaktiert. Die Frage nach dem Sinn des Lebens, blieb für ihn deshalb bis zu seinem unrühmlichen Ende unbeantwortet. Es sei denn, man wertete den Stern, der ihm sozusagen den Garaus gemacht hatte, als ein Zeichen. Auf alle Fälle überraschte der freundliche Gesichtsausdruck des toten Ewald die, die ihn zu Lebzeiten gut gekannt hatten und später in diesem Zustand auffanden.

Ewald hinterließ weder Frau noch Kinder. Die meisten seiner Geschwister waren schon tot. Und die, die noch lebten, wohnten weit weg. Ewald war ein ungemütlicher Mensch. Ein Krakeeler. Im Dorf war niemand sonderlich traurig über seinen Abgang. Außer vielleicht Trudel Hoffmann. Die Bäckerin und der Gleichaltrige waren in ihrer Jugend einmal ein Paar gewesen. Seit Trudel die Bäckerei von ihrem Vater übernommen hatte, hatte Ewald täglich bei ihr eingekauft. Das verband.

Wer es allerdings auf den alten Suffkopf abgesehen haben sollte, blieb für alle vorerst ein Rätsel. Mord aus Habgier war ausgeschlossen. Zu holen gab es bei Ewald Philipps nämlich ganz sicher nichts.

Während im Festzelt auf der *Mörsdorfer Wiesn* die *Isartaler Hexen* vermeintlich brave Mädchen in den Himmel sangen, gingen bei Ewald unter dem Stern eines namhaften Fahrzeugherstellers buchstäblich die Lichter aus.

Zwei Drei Tage früher

Es war Martin Friedhoffs Glückstag. Auf der Mörsdorfer Hängeseilbrücke wurde der 1-millionste Besucher erwartet. Die Brücke war zwar nicht mehr die längste, aber für den Bürgermeister des Dorfes auf jeden Fall immer noch die schönste in ganz Deutschland. Friedhoff lauerte bereits mit einem bunten Blumenstrauß in durchsichtigem Zellophan neben der Webcam, die mit einem automatischen Zählwerk ausgestattet war und jeden Besucher, der die Brücke betrat, sofort registrierte. Über seine Handy-App behielt er das Zählwerk genau im Auge.

Noch drei, noch zwei ...

Der nächste Besucher konnte sich freuen.

Friedhoff hob den Blick von den hölzernen Bohlen, als ein Paar unbestrumpfte Füße in hellgrauen Turnschuhen die Brücke betrat. Geschwind bewegte er sich auf eine junge Frau zu, hielt ihr mit ausgestrecktem Arm den Strauß entgegen und rief, nein, vor lauter Freude brüllte er es geradezu heraus: „Herzlichen Glückwunsch. Sie sind die 1-millionste Besucherin unserer Hängeseilbrücke!“

Die junge Frau schien im ersten Moment etwas irritiert und wusste nicht, wie ihr geschah. Doch dann, als die umstehenden Gäste die Situation begriffen und applaudierten, wich die Skepsis aus ihrem Gesicht und machte einer regelrecht kindlichen Freude Platz. Entzückt nahm sie den Strauß, den ihr der aufgeregte Bürgermeister immer noch entgegenstreckte, an. Und strahlte dann gemeinsam mit Friedhoff in die Kamera.

Selbstverständlich war der Bürgermeister nicht unvorbereitet zu diesem wichtigen Termin erschienen. Franka Fröhlich, seine dorfeigene Reporterin, wie er die Journalistin gern nannte, war zwar leider verhindert gewesen. Aber sie hatte für Ersatz gesorgt und einen freien Mitarbeiter geschickt, um sich der Sache anzunehmen. Friedhoff kannte Tim Messer, einen ehemaligen Polizeibeamten aus dem Nachbarort, der sich seine an sich anständige Pension mit ein paar Fotoreportagen für die hiesige Presse aufbesserte. Nur so aus Spaß. Aber auch, um sich ohne schlechtes Gewissen mit seiner Gattin ein paar Extra-Wochenenden in einem nahegelegenen Luxushotel leisten zu können. Im Blitzlichtgewitter des Fotografen strahlten Friedhoff und die legendäre Besucherin also um die Wette.

Friedhoff atmete tief ein und aus. Er hatte es geschafft. Die Freude über das Ereignis stand ihm geradezu ins Gesicht geschrieben. Er überließ die Rekordbesucherin dem Reporter, der von ihr wissen wollte, woher sie kam, was sie nach Mörsdorf geführt hatte und ob sie zum ersten Mal über die Brücke gegangen war oder schon öfter hier gewesen sei.

Während die Frau Tim Messer artig Rede und Antwort stand, klopfte Friedhoff sich vor Freude auf die Schenkel. Eine Million Besucher innerhalb von so kurzer Zeit. Das war in der Tat ein Grund zur Freude. Dass die von ihm ini-

tierte Hängeseilbrücke in seinem Heimatort so viele Schau-
lustige anziehen würde, hatte niemand wirklich für möglich
gehalten. Gegen den Willen des Gemeinderats hatte er sich
damals durchgesetzt und den Bau der Brücke vorangetrie-
ben. Als Spinner hatte man ihn und seinen Mitstreiter Han-
nes Blattner, der leider bereits das Zeitliche gesegnet hatte,
bezeichnet. Umso mehr freute es den Bürgermeister von
Mörsdorf jetzt, dass ihre Idee zum Erfolgsschlager wurde.

Aber es gab noch einen zweiten Grund, sich zu freuen.
Die Karten für das anstehende Oktoberfest waren bereits
im Vorverkauf alle restlos weggegangen.

Friedhoff stattete den Gemeindearbeitern, die gerade da-
bei waren, das Festzelt auf der großen Wiese am Brücken-
kopf aufzubauen, einen Besuch ab.

„Morje Männer, alles klar?“

Friedhoff schob die Plane zur Seite und schielte in das
noch leere Zelt. Die Männer hielten mit der Arbeit inne.

„Jou, alles klar. Wir wollten eh grad 'ne Pause machen,
Chef“, antwortete Herbert, der die Rolle des Vorarbeiters
übernommen hatte.

Friedhoff nutzte die Gelegenheit, mit ihnen auf den Er-
folg anzustoßen. Das ließen sich Herbert und seine Kolle-
gen nicht zweimal sagen.

Die vier hoben ihre Stubbiflaschen gen Himmel und
stießen miteinander an. Als die kurzen Hälse der braunen
Flaschen sich berührten, war ein leises Klingeln zu hören.
Unauffällig prostete Friedhoff auch seinem toten Freund
Blattner zu. „Schade, mein Lieber, dass du das nicht mehr
miterlebst“, flüsterte er, setzte die Flasche an den Mund und
trank das Bier auf Ex.

Dass die Brücke so ein touristischer Erfolg war, war
letztlich auch seinem Mitstreiter und Ideengeber zu ver-

danken. Das schreckliche Bild des toten Hannes stieg vor Friedhoffs geistigem Auge auf. Es grauste ihm noch heute, wenn er daran dachte, wie ausgerechnet er seinen Freund mit eingeschlagenem Kopf auf der Brücke gefunden hatte. Just an dem Tag, an dem diese einmalige Attraktion im Hunsrück eingeweiht werden sollte. Friedhoff bekam eine Gänsehaut. Er schüttelte sich.

Der Ausblick auf das anstehende Fest und die Freude über die großen Besucherzahlen verdrängten die unangenehmen Gedanken aber schnell wieder. Glücklicherweise war er am Morgen so klug gewesen, die hiesige Presse über das bevorstehende Jubiläum zu informieren. Wie er Tim Messer kannte, würde er es ihm mit einem großzügig bebilderten Artikel auf der ersten Lokalseite danken. Friedhoff war zufrieden. Was wollte er mehr? Mit einem Lächeln auf den Lippen, breiter noch als das, was später auf dem Foto in der Zeitung zu sehen sein würde, machte er sich auf den Weg zurück ins Dorf.

Drei

„Nein, nein und nochmals nein. Ich will *keinen Thermomix!!!* Bitte Jan, lass mich jetzt damit in Ruhe.“ Franka war genervt. Trotz Freisprechanlage telefonierte sie nur ungern während der Fahrt und, wenn überhaupt, dann nur in wirklich dringenden Fällen. Und die Frage nach der Anschaffung eines Haushaltsgerätes, das Franka für mehr als unnötig hielt, war nun nicht gerade das, was sie als einen triftigen Grund bezeichnen würde.

Hätte ihr Verlobter ihr lieber mal erzählen sollen, welche kriminellen News es aus Koblenz gab. Das wollte Fran-

ka wissen. Aber über die wirklich interessanten Dinge des Lebens verlor ihr Herzallerliebster kein Sterbenswörtchen. Das war typisch.

Seinen Mixer konnte er sich in die Haare schmieren. Nur weil Mutti Berger sich eine Schwiegertochter wünschte, die für ihr Leben gern im Haushalt herumwerkelt. Jan wusste genau, dass Kochen nicht Frankas Ding war. Warum sagte er seiner Mutter nicht einfach die Wahrheit? Und wenn er einen *Thermomix* haben wollte, sollte er sich das Ding doch schenken lassen. Immerhin hätte sie dann endlich ihre Ruhe. Um sich abzureagieren, schlug Franka mit der Faust aufs Lenkrad.

Auf der Gegenfahrbahn kam ihr ein Polizeiwagen entgegen. Reflexartig warf sie einen Kontrollblick auf die Geschwindigkeitsanzeige ihres Minis. 120 Stundenkilometer. Und das in der Siebzigerzone. Mit ihrem roten Flitzer war sie meistens zu schnell, insbesondere dann, wenn sie sich aufregte. Den Mini hatte sie inzwischen richtig lieb gewonnen. Nur gelegentlich trauerte sie ihrem alten Beetle noch nach, der ihr immerhin zehn Jahre lang die Treue gehalten hatte. Bis vorigen Sommer ein großer Felsbrocken, der im Flaumbachtal mitten auf der Straße lag, den kompletten Unterboden des Wagens aufgeschlitzt und ihn damit leider zum Tode verurteilt hatte. Wie der Stein dahin gekommen war, wurde, obwohl Franka einen Verdacht hatte, nie zweifelsfrei geklärt.

Glücklicherweise war der Mechaniker aus der benachbarten Autowerkstatt so emsig und hatte ihr sofort fahrbaren Ersatz beschafft. Nach anfänglicher Skepsis war sie jetzt erstaunlich zufrieden mit dem Wagen. Er beschleunigte schnell und war so klein, das man praktisch überall parken konnte. Das war – vor allem wenn man in den

Sommermonaten an der Mosel unterwegs war – ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Franka nahm den Fuß vom Gas und drosselte das Tempo. Als die Polizisten an ihr vorbeifuhren, hob sie die Hand zum Gruß. Die Beamten grüßten zurück, interessierten sich aber weder für sie noch für ihr Auto. Kein Wunder. In Mörsdorf bereitete man sich aufs Oktoberfest vor, eine der größten Veranstaltungen im ganzen Hunsrück. Inzwischen hatte es Tradition, dass die *Isartaler Hexen*, eine bekannte Gruppe bayerischer Volksmusikerinnen, dort aufspielte. Die Band galt als Publikumsmagnet. An den drei Tagen, an denen gefeiert wurde, war also mit einem deutlichen Mehraufkommen an Menschen zu rechnen.

Als ob das Dorf nicht ohnehin bereits aus allen Nähten platzte. Dass die Polizei sich da schon mal ein bisschen umschaute, war durchaus lobenswert. Außerdem ließ es ihnen weniger Zeit, sich um potenzielle Temposünder zu kümmern. Das wiederum kam Franka, die von Jan als notorische Raserin bezeichnet wurde, gerade recht.

Dass sich die ländliche Idylle im Hunsrück so schnell wandelte und aus dem unbescholtenen Dorf in so kurzer Zeit ein regelrechtes Touristennest wurde, hatte Franka, als sie aus der Großstadt in den Hunsrück zog, nie und nimmer erwartet. Und das alles wegen einer Holzbrücke, die sozusagen am stählernen Faden *In the Middle of Nowhere* hing.

Franka parkte den Mini im Hof vor ihrem Haus. Das Nachbarhaus sah verlassen aus. Alle Rollläden waren geschlossen. Elsjen war für ein paar Tage zu ihrer Schwester nach Freiburg gefahren. Angeblich ging es ihr gesundheitlich nicht gut. Franka glaubte allerdings eher, dass Elsjen vor dem Oktoberfestrummel flüchtete. Ihr Sohn Leo und dessen Lebensgefährtin Pierre hatten den Zuschlag für das

Catering bekommen. Das bedeutete tagelanges Schufteln, von der Früh bis in die Nacht. Franka konnte verstehen, dass Elsjen darauf keinen Bock hatte. Auch wenn ihre Nachbarin es sicher anders formuliert hätte.

Franka vermisste Elsjen. Ohne die Nachbarin kam sie sich im Dorf doch ziemlich einsam vor. Seit Leo mit Pierre nach Kastellaun gezogen war, um näher am Restaurant zu sein, war Elsjen ihre einzig wirkliche Freundin im Dorf. Elsjen war nicht besonders glücklich über den Wegzug von Leo. Lieber hätte sie die beiden Männer in ihrer Nähe gehabt. Franka ging es ähnlich.

Seit vorigen Sommer bei ihr eingebrochen worden war, und man ihr bei dem Überfall fast den Schädel eingeschlagen hatte, fühlte sie sich in ihrem Bauernhaus nicht mehr sicher. Die Haustür war zwar notdürftig repariert worden. Aber seit Franka wusste, wie leicht man hier eindringen konnte, hatte sie schlichtweg Angst. Sie musste Elsjen sobald wie möglich beichten, dass sie den Mietvertrag bereits gekündigt hatte. Einerseits tat es ihr leid, so eine nette Nachbarin fand sie sicher so schnell nicht mehr. Aber sie war schließlich nicht aus der Welt, sondern zog lediglich ein paar Straßen weiter.

Franka war froh, dass sie den Besitzer des Ferienhauses in der Dorfmitte, direkt neben der Bäckerei, dazu überreden konnte, eine der Wohnungen dauerhaft an sie zu vermieten.

Im Flur stolperte Franka über Umzugskartons. Aus einer Kiste lugte ihr blauer Lieblingspulli hervor. Sie öffnete den Deckel und fand neben den Klamotten ein paar Bücher, zwei Dessertteller und die rote Kaffeetasse mit der Schlacke. Sie stöhnte. Sie hatte nicht nur ohne System eingepackt, sondern auch noch vergessen, die Kartons zu beschriften. Wie sollte sie jemals irgendetwas wiederfinden? Ihr grau-

te jetzt schon vor dem Umzug. Andererseits konnte sie es kaum erwarten, bis es endlich losging.

Franka rief nach Rubens. Sie hätte sich gerne von dem Kater verabschiedet. Aber der Stubentiger ließ sich nicht blicken. Das Tier hatte längst Lunte gerochen, dass hier etwas im Busch war. Rubens hasste nichts mehr als Unregelmäßigkeiten. So oft Franka auch nach ihm rief, Rubens blieb verschwunden. Franka vermutete, dass er irgendwo in der Nähe auf der Lauer lag und wartete, bis die Luft rein war. Das war vermutlich erst dann der Fall, wenn Franka ausgezogen war.

Sie tigerte ungeduldig zwischen Flur und Küche hin und her und schaute dabei immer wieder aus dem Fenster. Sie erwartete Besuch. Ihre älteste Freundin Jutta, die sie schon aus Kindertagen kannte, hatte angeboten, ihr beim Umzug behilflich zu sein.

Franka war sehr froh darüber. Sie war zurzeit nur ungerne allein. Und ausgerechnet jetzt arbeitete Jan an einem kniffligen Mordfall und kam aus Koblenz nicht weg.

Umso mehr freute Franka sich, als sie sah, dass Juttas VW-Bus in die Hofeinfahrt fuhr.

Vier

Was brauchte man eigentlich, um einen Mord zu begehen? Manfred hatte nicht die geringste Ahnung. Schließlich hatte er in seinem Leben noch keinen Menschen umgebracht. Das Erste, was ihm einfiel, war ein scharfes Messer. Die klassischste aller Mordwaffen, wie er fand. Als passionierter Jäger war er es gewohnt, erlegte Tiere mit dem Jagdmesser auszubeinen. Er überlegte kurz, dann fiel ihm ein, dass es wohl kaum einen Unterschied machte, ob man einem Menschen oder

einem Tier die Kehle durchschnitt. Wohl aber, ob das erlegte Tier noch lebte oder nicht. Alles in allem blieb es aber eine sehr blutige Angelegenheit. Wenn er daran dachte, wie sein Großvater früher den Hausschweinen ans Leder ging, liefen ihm kalte Schauer über den Rücken. Das durchdringende Quieken der Säue ging ihm bis heute durch Mark und Bein.

Ob er den Mut aufbringen würde, mit einem Messer auf einen Menschen loszugehen, konnte er im Voraus nicht sagen. Genauso wenig wie er wusste, wer sein Opfer eigentlich sein würde. Aber das herauszufinden, durfte nicht allzu schwierig sein. Das Kaff war schließlich nicht größer als das Dorf, in dem er wohnte.

Er spürte wieder diese unbändige Wut in sich aufsteigen. Die schlafenden Hunde in ihm waren längst hellwach und lauerten in Habachtstellung, jederzeit zum Angriff bereit.

„Tut mir leid, Mama“, flüsterte er leise und warf einen scheuen Blick gen Himmel. Auch wenn er ihr versprochen hatte, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Er konnte es einfach nicht.

Es dämmerte bereits. Langsam sollte er sich auf den Weg machen. Er hatte noch eine weite Fahrt vor sich. Er nahm das Jagdmesser aus der Küchenschublade und packte es zu den Werkzeugen im Wagen. Den geflochtenen Weidenkorb, der ihm zum Transport diente, deckte er mit seiner alten dunkelbraunen Strickjacke zu. Die gute Jacke legte er vorne neben sich auf den Beifahrersitz. Niemand, der zufällig einen Blick ins Wageninnere warf, würde Verdacht schöpfen.

Neben ihm auf dem Beifahrersitz lag auch seine Sporttasche mit Wechselkleidung für drei Tage. Das sollte genügen, um die Mission zu erfüllen. Er öffnete den Reißverschluss und tastete sich vorsichtig zum Taschenboden vor, bis er das kalte Eisen des alten Jagdgewehrs fühlte. Die passende Mu-

nition befand sich im Korb auf dem Rücksitz. Zusammen mit dem größten Schraubenschlüssel, den er in der Garage gefunden hatte, einem Maurerhammer und einer Handsäge. Man konnte nie wissen, wozu das alles dienlich sein würde.

Manfred war gerne gut vorbereitet. Vor allem in Situationen, deren Verlauf er nur vage abschätzen konnte. Er atmete tief durch und stieg ins Auto. Er ließ den Wagen langsam aus der Hofeinfahrt auf die Straße rollen. Sobald Manfred spürte, dass die Räder fest auf dem Straßenteer hafteten, gab er Vollgas und brauste gen Norden.

Wenn ihn jemand in diesem Moment gefragt hätte, ob er wusste, was er tat, hätte er vermutlich geantwortet, dass er ausschließlich seinem Instinkt gefolgt war. Aber das war eine Lüge. Er war sich seines Handelns voll bewusst und auch der Konsequenzen, die sein Tun möglicherweise nach sich ziehen würde.

Nach wenigen Kilometern wechselte er von der Schnellstraße auf die Autobahn. Sein rechter Fuß drückte das Gaspedal nach unten, bis die Tachonadel anfang zu zittern. Aus dem braven Schoßhund, der sich Jahrzehnte hinter der Fassade der Scheinheiligkeit versteckt hatte, war längst ein gefährlicher Bullterrier geworden. Bereit zuzubeißen und notfalls auch zu töten. Manfreds Hände krallten sich tiefer in das kalte Leder des Lenkrads. Das Geräusch des übersteuerten Motors dröhnte in seinen Ohren. Mit Vollgas brauste er über die Fernstraße. Als der morgendliche Berufsverkehr einsetzte, war er sprichwörtlich längst über alle Berge.

*

Es war noch dunkel als er das Ortseingangsschild des Dorfes passierte. Sein alter Mercedes hatte ihn auf der Fahrt mehrmals im Stich gelassen, sodass Manfred etwa

doppelt so lange gebraucht hatte wie berechnet. Das Prachtstück, wie Manfred den Wagen liebevoll nannte, hatte er von seiner Mutter geerbt. Immerhin hatte das Auto schon mehr als dreißig Jahre auf dem Buckel und durfte sich nun offiziell Oldtimer nennen. Manfred lag nichts an solchen Dingen. Sich von dem Auto zu trennen, wäre ihm dennoch nie in den Sinn gekommen. Er liebte das Armaturenbrett aus Mahagoniholz und die lederne Mittelkonsole, die dem Wagen bis heute einen Hauch von Besonderheit verliehen. Außer dem defekten Schloss des Handschuhfachs war der Innenraum des Autos tadellos.

Mit einer geübten Handbewegung schlug Manfred gegen die herunterhängende Klappe und bemerkte zufrieden, wie das Schloss einrastete. Er schaltete den Motor aus und ließ den Wagen lautlos auf den Parkplatz in der Ortsmitte rollen. Er schaute sich um. Es war eine Weile her, dass er das letzte Mal hier gewesen war. Aber er brauchte nicht lange, um sich zu orientieren. Vor ihm lag der Gasthof, in dem er auch im Vorjahr abgestiegen war. Aus Mangel an Alternativen hatte er sich auch diesmal für diese Pension entschieden. Außerorts zu wohnen, kam für ihn nicht in Frage. Er wollte möglichst nahe am Geschehen sein und alles mitbekommen, was in diesem Dorf passierte. Und dass etwas passieren würde, dafür würde er höchstpersönlich Sorge tragen.

In der Bäckerei schräg gegenüber brannte bereits Licht. Manfred schaute auf seine Armbanduhr. Dass es so spät, oder besser gesagt, dass es so früh am Tag war, hätte er nicht gedacht. Er beschloss, noch eine Weile im Wagen sitzen zu bleiben, bis die ersten Hausgäste zum Frühstück erschienen. Wenn er die Wirtsleute zu nachtschlafender Zeit aus dem Bett holte, würden sie sich später ganz sicher an ihn erinnern.